

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 23 (1920-1921)

Artikel: Alfred H. Fried und sein Werk
Autor: Friedrichs, Elsbeth
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-749762>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Nikhil: Moi non plus je ne suis pas divin, je suis humain. C'est pourquoi je ne saurais permettre que tout le mal qui est en moi soit exagéré en quelque image de mon pays; jamais, jamais.

Je suis prêt à servir mon pays, mais je réserve mes adorations pour le droit qui est bien plus grand que mon pays. Adorer mon pays comme un dieu, c'est le vouer au malheur.

□ □ □

ALFRED H. FRIED UND SEIN WERK

In der Erntezeit zu sterben ist für einen Menschen, der sich noch im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte fühlt, ein bitteres Muss, für ihn und für seine Arbeitskameraden. So geschah es Dr. Fried, und wir, die wir zu seinen Arbeitskameraden gehören — ihre Zahl ist heute weit größer als je —, wir sagen uns, dass wir *viel* verloren haben durch seinen Tod, und dass wir uns doppelt anstrengen müssen; denn er hat in seiner Weise Ungeheures geleistet. Gab es wohl je eine Zeit, in der sich auf unserer Erde das geistige Leben mit gleicher Verve und Spontaneität vollzogen hat, wie jetzt? Dieses Segens sich zu bemächtigen, jetzt die Ernte dessen, was er so fleißig gesät, ordnend in die Scheuren des Pazifismus zu bergen, das wäre so recht nach Frieds Sinn gewesen. Und in der Tat, er hat sich nicht abhalten lassen durch die Krankheit, welche seinen Leib während langer Monate ans Lager fesselte, die Vorgänge auf unserer Weltbühne zu verfolgen, er hat sich Bericht erstatten lassen, und er hat mit voller geistiger Klarheit Pläne um Pläne geschmiedet, nur des Tages harrend, wo neue Kraft wiederum seine Glieder durchströmen werde, damit er das ausführen und in die Wege leiten könne, was ihm, theoretisch fertiggestellt, im Sinne lag. Fried hatte ja noch nicht die Sechzig erreicht; er ist 1864 in Wien geboren. Sein Leben war nicht Lust und Scherz, es war Arbeit und Entzagung. Und dennoch war er so reich wie wenige. Er hat die ganze Herrlichkeit des Völkerbundsgedankens in sich getragen sein Leben lang. Er hat das bereits vor langen Jahrzehnten im Geiste geschaut, was eben jetzt konkrete Form annimmt, und er hat, ohne dass sich seine Mitwelt dessen bewusst war, die Stimmung dafür vorbereitet. Gewiss, man könnte nun sagen, jetzt, wo die „Weltorganisation“ in Wirklichkeit ihren Anfang gefunden hat, bedarf es eines solchen pazifistischen Förderers, wie Fried einer war, nicht mehr, seine in der Vergangenheit liegende Arbeit habe er vollendet, man könnte sagen, ein Mensch, der für die Besten seiner Zeit und für die Zukunft gelebt hat, ist fertig und darf in dem Bewusstsein sterben — Wenigen wird dies zuteil — seinen Auftrag hienieden erfüllt zu haben; aber die Antwort auf die Frage, warum er sich nicht auch der Ernte mit uns freuen durfte, die steht bei den Göttern.

Diejenigen, welche mit Aufmerksamkeit die seit Jahrzehnten von Fried herausgegebene und allein geleitete Monatsrevue, die *Friedenswarthe*, gelesen haben, wissen, was unter wissenschaftlichem Pazifismus zu verstehen ist. Historiker, welche das neunzehnte Jahrhundert und das erste Viertel des zwanzigsten bearbeiten wollen, finden in seinen zahlreichen Büchern ein ungeheures, systematisch geordnetes Studienmaterial angehäuft, und die Völkerbundsvereinigungen unserer und der künftigen Zeit werden für Orien-

tierung und notwendige Anregung kaum ein reicheres, lohnenderes Material finden als die Friedschen Werke.

In geradezu eklatanter Weise hat unsere Zeit dem eigenartigen Pazifismus Frieds recht gegeben. Es ist noch nicht drei Jahre her, da sagte mir in Zürich ein eifriger Friedensmann einmal: „Fried jagt einem Phantom nach, Sie müssen es einsehen, „wissenschaftlicher Pazifismus“! das gibt es ja gar nicht, kann es nicht geben, weil die Friedensarbeit nur eine praktische Sache ist.“ Diese vorgefasste Meinung hielt den Mann ab, sich auch nur um den Friedschen Begriff des Pazifismus zu kümmern. Heute, angesichts des Völkerbundes, seiner im Flusse befindlichen Organisation und seiner Zukunft, denkt auch dieser Mann anders, wie soviele. Der Pazifismus „wenn auch immer mehr oder weniger als verwässerter Begriff“ fängt an, populär zu werden; recht und seinem Wesen nach verstehen kann man ihn als Wissenschaft erst, wenn man sich mit Fried und seiner Arbeit beschäftigen wird.

Fried war ein durchaus selbständiger und sich selbst bestimmender Geist. Nur was in ihm Wahrheit wurde, erkannte er als Wahrheit an, und so beginnt auch seine Tätigkeit als Kriegsbekämpfer erst, nachdem sich in ihm eine Überzeugung gebildet hatte, eine Überzeugung, die umso mehr Überzeugung war, als sie sich im Gegensatz zu seiner Umgebung gebildet hatte. Er war damals etwa fünfzehn Jahre alt. Alle Schulkameraden, Eltern und Freunde des elterlichen Hauses feierten das preußische Heldentum, den preußischen Militarismus, der die verhassten Franzosen und schließlich einmal Europa überwinden werde. So war die Stimmung in Wien, wo Fried geboren und auferzogen wurde. Das Gymnasium stand unter dem Zeichen des Schwertes, die Uniform als Ausdruck der uniformen Gesinnung bildete die Sehnsucht der Schüler. Und inmitten solchen Treibens begann der *Geist* sich eines Tages in Alfred zu regen. „Krieg, Gewalt, Herrschertum und Unterwerfung, hat denn das noch eine Bedeutung und Existenzberechtigung in unserer Zeit, da längst die grundsätzliche Isoliertheit der Völker überwunden ist und einem gegenseitigen Austausch Platz gemacht hat? In einer Zeit, wo die fortschreitende Technik, die völkerverbindende, eine bleibende Tatsache ist, muss im zwischenstaatlichen Leben Beratung und Verhandlung anstelle des barbarischen Krieges treten...“

Was der Krieg und wie er beschaffen war, das zeigten dem Nachdenklichen in jener Zeit der Erkenntnis alsbald die gewaltigen Bilder des Schlachtenmalers Werestschagin, die er in einer Ausstellung sah. Ein Gesellschaftsspiel und Raubinstrument für die Großen, ein barbarisches Blutbad für die Massen, das war nach seiner Ansicht heute der Krieg. Mittel zur Bekämpfung des Krieges war nur *eines* denkbar: der Ordnung schaffende Kulturgeist musste die durch den Krieg aufrecht erhaltene zwischenstaatliche Anarchie überwinden. Und siehe, — der zum Denken Erwachte, verfolgte nun seine Idee innerlich unausgesetzt — dieser Kulturgeist, ein menschen- und schließlich völkerverbindender, war ja längst am Werke. Als die ersten Menschenvereinigungen sich bildeten, um gemeinsam irgend ein friedliches Werk zu verfolgen, sei es auf dem Gebiete der Erforschung der noch unbekannten Vorgänge auf dieser Erde, sei es zur Ausbreitung und Weiterbildung einer neuen Lehre, sei es, um Naturgewalten gemeinsam zu überwinden usw., da war auch das Mittel gegeben, das einzig den Krieg überwinden konnte. Nämlich der Organisationsgeist, der Bildner des Mensch-

heitskörpers, er musste erkannt, sein Wesen und Wirken musste zurück verfolgt, er musste nach der Tiefe und Weite verfolgt und mit allen Kräften unterstützt werden... Wenn auch das alles in voller Klarheit dem Sechzehnjährigen noch nicht bewusst war, über eines gab es keinen Zweifel: seine Lebensaufgabe stand fest, ihm sollte sie der alleinige Beruf werden. Auf der Universität konnte man sich aber dafür nicht vorbereiten, da gab es eine solche Fakultät — in Frieds Augen die wichtigste — noch nicht. Er musste sie erst schaffen, und das wollte er schon. Es gab Buchläden, in denen dem dort Angestellten alle Werke zum Selbststudium zur Verfügung standen, da konnte man sich aus allen Fakultäten eine Fakultät zusammenstellen; denn es war ja notwendig, alle Angelegenheiten des menschlichen, des Völkerlebens wesentlich und geschichtlich kennen zu lernen, alles im Dienste des Friedens, und darum sollte seine neue Wissenschaft die pazifistische heißen.

Allen Hindernissen und Hemmnissen zum Trotz trat Fried als Lehrling bei einem Verlagsbuchhändler in Berlin ein, und es gelang seiner jungen Kraft, ein tüchtiger Angestellter zu sein und daneben das zu erreichen für seine geistige Schulung, was er sich vorgesetzt hatte. Allein, ganz allein war und blieb der autodidaktische Universalstudent, auch nachdem er mit vierundzwanzig Jahren eine eigene Verlagsbuchhandlung gegründet hatte, blieb er — als Pazifist — unter Larven die einzige fühlende Brust. Sein Verlag musste vor allem seiner Sache dienen, er musste seine pazifistischen Schriften an die Öffentlichkeit bringen und war sonst nur noch für solche Werke da, die dem Friedensgedanken nahe standen. Die Gestaltung seines Systems einer Weltorganisation schritt rüstig vorwärts; seine Hauptstudien bestanden darin, die Welt und die Geschichte nach organisatorischen Momenten und Vorgängen zu durchforschen und ihr Wachsen zu verfolgen. Er beobachtete darin eine solche Konsequenz, eine solche naturgegebene, unentzerrbare Tatsache, dass sie ihm fast schon stärker und fester gewurzelt schien, als selbst der Krieg. Da er in seinen Büchern und in den eigenen Gedankenentwicklungen lebte, so dachte er sich, er sei der einzige Mensch, der solche konsequente Friedensarbeit tat. Auch kam es ihm nicht in den Sinn, andere Menschen vorläufig auf anderem Wege über das, was er erkannt hatte, zu belehren als durch seine Schriften, von deren Wirkung er wenig Kunde erhielt. Er selbst fühlte sich befriedigt. Zu groß waren die Ideen, die ihn erfüllten, um in ihm ein Sehnen nach den alltäglichen Abwechslungen und Anregungen des Lebens aufkommen zu lassen. Und doch, der Tag ist ihm unvergesslich geblieben, an dem er durch die Zeitungslektüre in einem Restaurant erfuhr, dass Bertha von Suttner eine Friedengesellschaft in Wien begründet habe, und dass man sich zu einem Weltfriedenkongress anschicke. Sein im Sturm der Gefühle geschriebener Brief an die Baronin von Suttner fand bei ihr Widerhall, sie verband sich fast sofort mit ihm für gemeinsame Arbeit und veranlasste ihn zur Übersiedelung nach Wien.

„Ich bin kein Redner, ich bin nicht das, was man gemeinhin einen Mann der Tat nennt. Ich liebe es nicht, mit meiner Person hervorzutreten. Der liebste Aufenthalt ist mir mein stilles Arbeitszimmer und eine gelegentliche Aussprache mit Verständnisvollen“ solche Erklärungen pflegte Fried in vertraulichen Gesprächen mit Freunden abzugeben. Sein Heim und seinen trauten heimischen Kreis, zu dem auch eigentlich Bertha von Suttner gehörte, liebte er; dennoch forderte seine Arbeit von ihm in der

mittleren Periode seines Wirkens, dass er von Land zu Land, von Kongress und Konferenz zu Kongress und Konferenz eilte, nicht allein innerhalb Europas, auch nach Amerika führten ihn wiederholt und zu längerem Aufenthalte Zusammenkünfte und wichtige Studien, Studien, denen wir eines seiner wertvollsten Bücher, *Pan-Amerika*, verdanken. Es kannte wohl niemand wie er den politischen Charakter der einzelnen Mitglieder sowohl der europäischen wie der amerikanischen Staatenwelt. Von dem seinem Empfinden besonders nahe stehenden Deutschland schrieb er einmal i. J. 1912 an mich in einem Privatbriefe mit bitterer Ironie, dass es schließlich die Triebkraft der Organisation der Staaten sei, indem Deutschland alle gegen sich zu einem Bunde vereinige durch seinen wahnsinnigen Militarismus "... und was folgt daraus? „Ich sehe es kommen: du hast nicht gehört, deutsches Volk, so nimm ihn denn hin, den kommenden Weltkrieg, er ist dir so sicher, wie die Luft, die du atmest!“

Mit gleicher Sicherheit hat er bereits vor Jahren vom „Völkerbund“ gesprochen, nur nannte er es die „Weltorganisation“, zu der man sich — vorbereitet durch die Haager gouvernementalen Konferenzen — auch im politischen Völkerverkehr anschicken werde; denn auch der kommende große Krieg stehe im Dienst der Weltorganisation, er sei eine Fortsetzung dieser Organisation und bewirke das mit blutigen Waffen, was in kriegerischen Zeiten Geisteskämpfe vollbrächten. In der Beförderung dieses Prozesses mit allen Mitteln — und er kannte deren zahllose — erblickte er die praktische Aufgabe des Pazifisten. Man hat in Fried wohl so eine Art Sekretär oder Hilfsarbeiter B. v. Suttner gesehen, das ist ein Irrtum. Er war es, der ihren Feuergeist in ruhigè, zielsichere Bahnen lenkte. Den Reichtum, den die Freundschaft mit dieser Frau in sein Lehen brachte, hat er dankbar anerkannt.

Einen Punkt gab es, den man im Gespräche mit Fried nicht berühren durfte, ohne ihn zu verletzen: seine Anwartschaft auf den Nobelpreis. Dass er um irgend eines Lohnes willen seine Arbeit getan haben sollte, das war ihm ein abstoßender Gedanke. Geld und Gut hat ihm diese Arbeit nie eingebracht, sondern er hat ihr sein Hab und Gut geopfert. Freilich kam der Tag, der ihn mit dem Nobelpreis krönte, und er hat auch im Laufe der Jahre die damit verbundene Gelddotation in den Dienst seiner Arbeit gestellt. Als er von der Völkerrechtsfakultät der Universität Leyden in feierlichem Aktus mit dem Ehrendoktorat gekrönt wurde, da wies er in seiner Dankesrede Anerkennung und Verdienst bescheiden von sich und den in der Aula versammelten Arbeitskameraden und pazifistischen Gesinnungsgenossen zu. In ähnlicher Weise trat er stets mit seiner Persönlichkeit bescheiden hinter die ihm heilige Sache zurück.

Frieds ganzes Leben liegt offen und makellos vor der Welt da. In Rede, Tat und Schrift war er immer ein und derselbe. Seine Wahrhaftigkeit, seine Treue als Freund, seine Zuverlässigkeit als Mitarbeiter erwarben ihm die Anhänglichkeit und Hochschätzung zahlreicher hervorragender, den verschiedensten Völkern angehörender Menschen, die nun von Herzen um sein Scheiden trauern, umso mehr als er während des Krieges und nach demselben um seiner unwandelbaren Gesinnungstreue willen zahlreiche Leiden und Verfolgungen erdulden musste. Gebrochen sahen ihn seine Gattin und die langjährigen Beamtinnen seines Sekretariates ins Grab sinken, zu früh, zu früh!

LOCARNO

ELSBETH FRIEDRICH

